

aliteraverlag
Krimi

Die Wahl des neuen Papstes steht an. Unter den Kardinälen haben sich schon im Vorfeld zwei bitter verfeindete Lager gebildet. Schließlich setzt sich der Italiener Ettore Castracane durch und gibt sich fortan den Namen Innozenz XIV. Sein amerikanischer Widersacher, der Kardinal Dave Walker, entwirft einen finsternen Plan, um ihn zu stürzen: Er sichert sich die Unterstützung der jungen deutschen Journalistin Erika von Weiland, die er in eine Audienz einschleusen will, um den Papst mit einer Jugendsünde zu konfrontieren und vor laufenden Fernsehkameras bloßzustellen. Doch die Anhänger von Innozenz XIV. haben längst erkannt, dass Walker Verheerendes im Schilde führt und versuchen Erika von Weiland in ihre Gewalt zu bringen. Ein erbitterter Wettlauf beginnt ...

Gabor Laczko, 1941 in Budapest geboren, floh nach dem Ungarischen Volksaufstand und dessen Niederschlagung durch die Rote Armee in die Schweiz. Er trat in den Jesuitenorden ein, wo er neben Philosophie und Mathematik auch Kybernetik studierte. Während des anschließenden Theologiestudiums geriet er mit dem Glauben in Konflikt und verließ den Orden. Er absolvierte eine Ausbildung im Finanzwesen und arbeitete als Bankdirektor und selbstständiger Finanzberater.



Gabor Laczko
Die Audienz
Roman

aliteraverglag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

April 2009
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2009 Buch&media GmbH, München
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Spreeau
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany
ISBN 978-3-86906-020-0

*Gott bleibt verborgen.
So werfen wir uns vor dem Bild nieder,
das wir von ihm machen.*

Meiner Frau Catherine

Die Menge auf dem Petersplatz starrte gebannt auf den Schornstein der Sixtinischen Kapelle. Anfänglich war nicht eindeutig auszumachen, ob der Rauch, der dem Kamin entstieg, hell oder dunkel war. Wegen der unzähligen Enttäuschungen während der vergangenen Wochen war niemand bereit, den Spott der Umstehenden durch verfrühten Jubel auf sich zu ziehen. Nach zaghaften, halb ausgesprochenen Vermutungen schwoll das Getuschel zu einem erregten Raunen an. Denn als der verbliebene Ruß aus dem Kamin entwichen war, konnte man zweifelsfrei erkennen: Diesmal war der Rauch hell. Flink und verspielt stiegen die Schwaden in den wolkenlosen Himmel und erinnerten an einen Schwarm weißer Tauben, die ihrem Käfig entwichen waren, um Frieden zu verkünden.

Es war also endlich so weit! Ein neuer Papst war im Amt. Nach einunddreißig erfolglosen Wahlgängen hatte sich der Heilige Geist entschieden, wer Nachfolger Petri werden sollte.

Die Menge, die an diesem Tag auf dem Petersplatz jubelte, wusste nicht, dass die einunddreißig gescheiterten Wahlgänge auf erbitterte Kämpfe um die Rolle des Leithammels im Kardinalskollegium zurückzuführen waren. Zwei Blöcke standen einander gegenüber und stritten sich mit großer Heftigkeit im Namen des Heiligen Geistes.

Auf der einen Seite stand die erkonservative, sektenähnliche Prälatur Opus Dei an der Front, die zu immer größerer Macht gelangte und den letzten Päpsten Daumenschrauben angelegt hatte. Was hatte man nicht alles vor der Papstwahl über diese Organisation lesen können! Sie wurde als »Falange von Fanatikern« bezeichnet, die Kirche und Welt ins Mittelalter zurückführen wollte und sich nicht scheute, die Unmündigkeit der Menschen im Sinne der guten alten Zeiten anzustreben. Aufgeschlossene Katholiken warnten vor ihrem Einfluss, der nach ihrer Sicht in einem solchen Maß angewachsen war, dass die letzten Päpste vor ihr den Kotau machten. Nun sei es an der Zeit – so die lautstarke Forderung vom Opus Dei –, den Papst aus ihren eigenen Reihen zu stellen.

Als ebenso anrücklich und geheimnisumwittert verschrien war eine andere Partei, die sich einen Italiener als Papst wünschte. Dieser Kampftrupp schielte nach Sizilien, wo sich die Kirche mit örtlichen Interessengruppen bestens arrangiert hatte und von diesen weiterhin Unterstützung erwarten

durfte. Einige witzelten schon, diese Gruppe wolle in Rom den »Mafikanstaat« errichten.

Alles begann nach Brauch und Tradition.

Nach der Beisetzung des verstorbenen Bischofs von Rom wurden die wahlberechtigten Kardinäle aus aller Herren Länder im »Domus Sanctae Marthae«, dem Gästehaus des Vatikans, einquartiert.

Entgegen der zur Schau gestellten Demut sind die Purpurträger als eitle Divas bekannt. Jeder fühlt sich dem anderen überlegen, dies ganz besonders bei einer Papstwahl, die einen aus ihrer Reihe zum Chef erkoren sollte. Damit ihre Zänkereien nicht schon bei der Zimmerwahl begannen, wurden den Kardinälen die Zimmer durch das Los zugeteilt. Gerne erblickten jene, die ein bequemes und vornehmeres Logis erhielten, in dieser Fügung ein Versprechen des Heiligen Geistes auf weiter reichende Vorzugsbehandlung. Hatten sich dann alle Wahlmänner für den hehren Anlass hübsch herausgeputzt, zogen sie in feierlicher Prozession in die Sixtinische Kapelle und luden den Heiligen Geist zur Wahl ein. »Veni Creator Spiritus«, komm Schöpfer Geist, kehre bei uns ein, sangen sie unentwegt, bis sie an ihre Plätze gelangt waren.

Die Kardinäle wurden auf Geheimhaltung vereidigt. Nichts sollte nach dem Willen der Prälaten das gute Image der Kirche schmälern, die in der Vergangenheit dokumentierten kruden Machenschaften während der Papstwahl sollten nicht an die große Glocke gehängt werden.

Selbst der Heilige Geist hat einen Anspruch auf Privacy.

Dann begann die Wahl. Zwei Drittel der Stimmen waren nötig, um den Willen Gottes offenbar werden zu lassen.

Klappte es nicht, so wurden die Wahlzettel im Ofen verbrannt. Man mischte Chemikalien zu den Papierfetzen, damit der Rauch schwarz wurde und so den Außenstehenden die Nachricht übermittelte: »Die Wahl ist gescheitert.« Andere Wege der Kommunikation gab es nicht, denn keiner der Wahlmänner durfte den abgeschlossenen Bereich verlassen, bevor der Name des neuen Papstes feststand.

Bei diesem Konklave stieg der schwarze Rauch einunddreißig Mal gen Himmel. Die Medien überboten sich mit Deutungen. Manch ein Berichterstatter schuf in dieser Gerüchteküche sein eigenes Szenario und schilderte lebensnah, was sich hinter den Kulissen abspielen musste. Es hätten sich zwei Lager gebildet, die zu keinem Kompromiss bereit seien. Namen und Ereignisse wurden von den Kommentatoren herumgereicht, als hätten diese heimlich dem Heiligen Geist in die Karten geblickt. Die seriösesten gaben nur Vermutungen von sich.

Die Geschehnisse, die eine solche Verzögerung der Papstwahl bewirkt hatten, wären wohl für immer ein Geheimnis geblieben, hätte nicht ein ver-

räterischer Kardinal, der sich trotz seines Eides auf Geheimhaltung für die Nachwelt bemerkbar machen wollte, in der Folge ausführliche Aufzeichnungen angefertigt und diese dann, um dem Neugewählten zu schaden, durch Indiskretion an die Öffentlichkeit gelangen lassen. Erst Jahre nach den geschilderten Ereignissen gelang es, den Schuldigen ausfindig zu machen.

Die Nachricht vom hellen Rauch verbreitete sich in Rom in Windeseile und während der neue Papst für seinen ersten öffentlichen Auftritt eingekleidet wurde, füllte sich der Petersplatz mit Tausenden von Neugierigen.

Die Vorbereitungen für die Verkündigung der frohen Kunde zogen sich in die Länge. Erst nach etwa zwei Stunden trat der lang erwartete Moment ein. Die schwere Türe der Benediktionsloggia, die über dem Hauptportal des Petersdomes lag, öffnete sich langsam und eine stattliche Gruppe von Kirchenmännern tauchte aus dem Hintergrund auf. Zuerst konnte man von unten nur eine Anzahl von Bischofshüten erblicken, die sich von innen der Balustrade näherten, dann kamen auch die dazugehörigen Köpfe zum Vorschein und schließlich war eine Schar von Kardinälen aufgetaucht, die schützend, wie Bodyguards, eine in ein rot-goldenes Gewand gekleidete Gestalt umgaben. Der Kardinalsdiakon trat an die Brüstung und verkündete mit froher Stimme: »Annuntio vobis gaudium magnum; habemus Papam: Eminentissimum ac Reverendissimum Dominum, Dominum Hector Sanctae Romanae Ecclesiae Cardinalem Castracane qui sibi nomen imposuit Innocentem quartum decimum. Große Freude verkünde ich euch: Wir haben einen Papst! Den herausragendsten und hochwürdigsten Herrn, Herrn Hektor, der Heiligen Römischen Kirche, Kardinal Castracane, welcher sich den Namen Innozenz XIV. gegeben hat.«

Ein begeisterter Schrei aus tausend Kehlen hieß den neuen Oberhirten willkommen. »Papa, Papa, Papa« wurde skandiert, viele schwenkten Rosenkränze, wie Lassos über den Köpfen, andere trockneten ihre Tränen, Kinder wurden auf die Schultern gehoben, damit der erwartete päpstliche Segen ihnen direkt das Gesicht streicheln konnte, Fotoapparate wurden in die Höhe gehalten. Der Petersplatz verfiel in einen Freudentaumel.

Als dann aber der neue Papst an das Geländer der Loggia trat, schwoll das Grölen rasch ab. Verdutzt blickten die Gläubigen nach oben. Sie sahen dort einen kleinen, etwas rundlichen Mann, knapp 1,60 Meter groß, dem selbst das kleinste der für den Anlass vorbereiteten Gewänder noch zu luftig war. Dem Familiennamen nach war er ein Italiener, dem Aussehen nach Napoleon. Man wäre nicht überrascht gewesen, wenn er die Mitra auf seinem Kopf um neunzig Grad gedreht und die beiden Zipfel hinuntergezogen hätte, um so den Hut des Imperators nachzuahmen. Dass er sich den Namen »Innozenz« ausgesucht hatte, empfand man als gutes Zeichen. Ei-

nen »Unschuldigen« konnte man in dieser verdorbenen Welt, wo auch die Kirche stark in Verruf geraten war, ohne Zweifel gut brauchen.

Zunächst ging es den Anwesenden darum, seinen ersten Segen »urbi et orbi« direkt aufzufangen. Nach dem Grundsatz »Neue Besen kehren gut« waren die Gläubigen der Meinung, der allererste Segen des Papstes müsse besonders kräftig ausfallen.

Alle Augen richteten sich auf Innozenz. Ein Blitzlichtgewitter aus Tausenden von Fotoapparaten entlud sich über die Loggia. Ein Kameramann des italienischen Fernsehens schwenkte langsam an der Fassade des Petersdomes entlang und zoomte die Männer auf dem Balkon heran. Der Kommentator fütterte die Zuschauer seines Senders mit Daten, die, wie für jeden Kardinal, auch für Ettore Castracane vorbereitet waren. Er tat dies mit einer Nonchalance, als würde er alle Details auswendig kennen. Dann machte er eine kurze Bemerkung, die bei vielen Zuschauern Stirnrunzeln hervorrief.

»Wer ist der Kardinal rechts hinter dem Papst? Das muss Dave Walker, der Erzbischof von Boston, sein. Warum nur schaut er so finster und grimmig in die Welt? Seine Lippen scheinen blutlos. Und beachten Sie doch seine Augen. Die funkeln ja vor Grimm und Zorn. Es macht ganz den Anschein, als wäre dieser Kardinal mit der Entscheidung des Heiligen Geistes überhaupt nicht einverstanden.«

Dann wurde die Stimme des Kommentators leiser, denn der neue Papst erhob seine Rechte. Als er den Segen über die Welt sprach, überschlug sich seine Stimme. Er musste sich wiederholt räuspern, um dann leise und bebend weiterzusprechen. Seine Gemütsbewegung war jedermann ersichtlich. Die neue Rolle war ihm anscheinend noch nicht ganz geheuer. Die große Würde musste allmählich in die Alltäglichkeit eingeordnet werden.

Nach dem kirchenüblichen liturgischen Marathon neigte sich der anstrengende Tag dem Ende zu. Innozenz XIV. zog sich in seine neuen Gemächer zurück. Er sammelte sich. Er kniete auf den Gebetsschemel nieder, um mit seinem Herrn zu sprechen. Das Beten fiel ihm aber schwer. Seine Gedanken sprangen von einem Ort zum anderen und er brachte es einfach nicht fertig, sich auf einen Punkt zu konzentrieren. Nach mehr als zwei Wochen tumultuöser Ereignisse war er nun am Ziel: Er war Chef der mächtigsten Religionsgemeinschaft der Welt. Er war Papst.

Er blickte auf sein Leben zurück. Auf seine Kindheit in einer bedeutungslosen bürgerlichen Familie in Palermo, auf seine Schulzeit, die so langweilig und profillos gewesen war, dass ihm beinahe keine Erinnerungen davon zurückgeblieben waren, auf die Enttäuschung wegen einer heimlichen Jugendliebe, die ihn ins Priesterseminar getrieben hatte, auf den beschwerlichen Weg, den er gehen musste, um Diener des Herrn zu werden, auf die Priesterweihe, auf die Auszeichnung, seine Studien später an der Päpstli-

chen Universität Gregoriana in Rom mit einem glänzenden Doktorat abschließen zu können, auf die Arbeit als Seelsorger, als Bischof, als Apostolischer Nuntius in Deutschland, wozu ihm das Amt des Titularerzbischofs von Cesariene erteilt wurde. Sein letztes Amt war der eines Kardinals an der Kurie im Vatikan gewesen.

Dann gab es noch jene unerfreuliche Begebenheit, den einzigen Makel in seiner Erinnerung, den er so gerne getilgt hätte, der aber unauslöschlich seine Vergangenheit prägte. Sein Gewissen plagte ihn unbarmherzig beim Gedanken an diesen Vorfall. Niemand kannte diesen kleinen Schandfleck in seinem Leben – oder fast niemand. Sein damaliger Beichtvater, der aber vom Beichtgeheimnis zum Schweigen gezwungen war, wusste davon. Die andere Person, die den Makel kannte, die Frau nämlich, die damals seine Fleischeslust geteilt hatte, die lebte nicht mehr. Die Erinnerung schmerzte. Er hatte Gott oft um Vergebung gebeten, vertraute auf seine Güte, doch das schlechte Gewissen konnte er nicht abschütteln.

An diesem Abend verspürte er eine gewisse Erleichterung. Anscheinend hatte ihm Gott vergeben, sonst hätte er ihn nicht zu seinem Stellvertreter ernannt.

Das Konklave war zermürbend gewesen. Der Kampf mit seinem einstigen Busenfreund, dem Amerikaner Dave Walker, hatte ihm viele Kräfte geraubt. Einst waren sie wie Brüder gewesen, hatten zusammen studiert, sich gegenseitig die Beichte abgenommen, sich getröstet, wenn dunkle Stunden über einen hereinbrachen, sich gemeinsam auf ihre Mission gefreut. Die Freundschaft war jedoch durch die vergangenen zwei Wochen zerstört worden. Das Konklave hatte ihre Herzen mit Bitterkeit erfüllt. Nie hätte er gedacht, dass sich sein Freund auf diese arrogante Art benehmen könnte. Er hatte es so weit getrieben, dass ein italienischer Kardinal ausgerastet war und die Meinung geäußert hatte, dieser Nachkomme der Indianer wolle wohl als Papst Winnetou I. in die Geschichte eingehen. Dave Walker argumentierte, dass sein Land in wirtschaftlicher, politischer und militärischer Hinsicht Beherrscher dieser Welt sei, sodass es auch ein Anrecht darauf habe, die religiöse Führung zu übernehmen. Er vermied es wissentlich, auf das Opus Dei hinzuweisen. Er verlas eine sorgfältig formulierte Botschaft der amerikanischen Bischofskonferenz, worin ausdrücklich die Weiterführung der bedeutenden finanziellen Unterstützung an den Vatikan durch die Katholiken der Vereinigten Staaten vom Umstand abhängig gemacht wurde, dass »die Verkörperung unserer Ideale auch durch das Oberhaupt der katholischen und universellen Kirche« zum Ausdruck käme. Natürlich gab es Kardinäle, die unverzüglich darauf hinwiesen, diese »Ideale« würden nicht nationalistischen, sondern universellen Charakter aufweisen, doch der in Kirchengeschichte bewanderte Dave Walker entgegnete, in

der Vergangenheit seien die »universellen« Eigenschaften der Kirche oft durch Kämpfe zwischen Spanien, Frankreich und Österreich zur Geltung gebracht worden.

Die Kardinäle teilten sich in zwei Lager, in jenes, das das amerikanische Geld im Vatikan nicht missen wollte und mit dem Opus Dei Inquisition und Scheiterhaufen herbeiwünschte, und jenes, das um jeden Preis vermeiden wollte, dass auf der Kuppel der Peterskirche, wie auf dem Kapitol, das Sternenbanner gehisst würde. Die Wahlberechtigten aus Asien und Afrika hätten zwar gerne einen Vertreter aus der Dritten Welt zum Papst erhoben, hatten aber bald schon eingesehen, dass die Zeit für eine solche Neuerung noch nicht reif war. Sie ließen sich wie Kork auf dem Wasser von Wind und Wellen treiben und zögerten so die Entscheidung hinaus.

Eine Pattsituation entstand und die Abstimmungen wiederholten sich unverändert. Zwar lag der Italiener stets voraus, doch da zur Wahl eine Zweidrittelmehrheit erforderlich war, konnte er sich nicht durchsetzen. Eine einzige Stimme fehlte ihm, doch dies genügte, um die Lähmung aufrechtzuerhalten.

Da der Heilige Geist sich nicht durchsetzen konnte, griff Gottvater ein. Er holte einen der amerikafreundlichen Kardinäle aus dem Konklave ins Paradies und brach dadurch die festgefahrene Front. Castracane kam durch. Er wählte den Namen »Innozenz«, um seinen tiefen Wunsch nach Unschuld zum Ausdruck zu bringen.

Nun kniete er vor dem Kreuz und suchte Hilfe. Er hatte Macht erlangt, viel Macht, aber er wusste, dass diese vielleicht nicht ausreichen würde, seinen Widersacher zu bändigen. Er entschloss sich, diesen mit einem der höchsten Kirchenämter zu besänftigen. Er betete auch für seinen einstigen Freund.

Zur gleichen Zeit saß Dave Walker mit finsterner Miene in seinem Zimmer und grübelte. Die Niederlage schmerzte ihn. Seit Wochen träumte er von dem feierlichen Augenblick, in dem er zum Papst ausgerufen würde. Er hegte große Pläne für die Kirche, er wollte ihr zu einstiger Macht verhelfen, ihre Rolle als Wegweiserin in dieser zerrütteten Welt wieder herstellen. Er beanspruchte einen Platz in der Geschichte. Und nun diese Enttäuschung! Er sah in der Wahl seines Kontrahenten nur Intrigenspiele und nicht den Willen Gottes. Diesen Fehlentscheid konnte er nicht tatenlos akzeptieren.

Erika griff nach der Fernbedienung. Verdrossen schaltete sie den Fernsehapparat aus. »Habemus papam, habemus papam«, ahmte sie missmutig den Kardinalsdiakon nach und machte eine Handbewegung, als wollte sie ein lästiges Insekt verscheuchen. »Heiliger Vater! Warum nur diese Floskel? Das klingt fast so glaubwürdig wie ›Heiliges Kanonenrohr‹. Dazu noch ›Vater‹. ›Präsident‹ wäre mir lieber oder ›Vorsteher‹. Aber ›Heiliger Vater‹ ist ein Hohn.«

Sie blieb sitzen und starrte lange auf den grauspiegelnden Bildschirm. Melancholie lag auf ihren Gesichtszügen; die Traurigkeit ihrer Seele ließ sich erahnen. Nach einer Weile stand sie auf und öffnete einen Aktenschrank. Wo hatte sie nur ihre Aufzeichnungen aus der Studienzzeit? Sie wühlte in einem Stapel von Aktenordnern, Heften und Kartonmappen. Schließlich fand sie es, das dicke Heft mit schwarzem Einband und einer aufgeklebten Etikette. »Mein Michaelsevangelium« war mit sorgfältiger Schrift darauf geschrieben. Sie hielt das Heft lange ungeöffnet in der Hand. Wie hatte schon ihr damaliger Professor gesagt, als sie ihm von ihren Aufzeichnungen erzählt hatte?

»Hüten Sie sich vor der Macht der Kirche«, hörte sie noch deutlich seine Warnung.

»Auf den Scheiterhaufen kann man mich wohl nicht mehr schicken«, hatte sie lächelnd gemeint.

»Es reicht schon eine Kerze, um ihre Finger gehörig zu verbrennen.«

»Ich bin zwar kein Mutius Scaevola, halte dennoch einiges aus. Dazu kommt, dass meine Kommentare in vielen Geschichtsbüchern stehen.«

»Die Berichte, ja. Ihre Kommentare nicht. Sie sind hart und provokatorisch, in den Augen der Kirchenfürsten sogar häretisch.«

»Die Kirchenfürsten werden sich kaum mit mir herumschlagen«, entgegnete Erika lächelnd.

»Ich hoffe es für Sie.«

»Ich werde mich einfach auf Sie berufen.«

»Eine süße Rache für langweilige Vorlesungen.«

Erika hatte seine Warnung ernst genommen. Ihr »Michaelsevangelium«, wie sie ihre Geschichten nannte, hatte sie niemandem gezeigt. Und sie hatte auch nicht vor, dies zu tun. Diese Gedanken waren nicht für fremde Augen

bestimmt. »Ein Nachdenkbuch«, schrieb sie unter den Titel. »Nachdem der Erzengel Michael die ersten Menschen Adam und Eva auf Gottes Geheiß mit dem Feuerschwert aus dem Paradies getrieben hatte, blickte er ihnen lange nach«, stand auf dem Einband des Heftes. »Er hatte Bedauern mit diesem weinenden Menschenpaar und hätte ihnen gerne geholfen. Da er dies aber nicht tun durfte, entschloss er sich, für die Menschen ein Evangelium zu schreiben.«

Sie schlug das Heft auf und suchte einige Seiten ab. Dann begann sie zu lesen.

Die Theologen bestehen seit eh und je darauf, dass der Papst zwar von den Kardinälen gewählt wird, dass aber dieser Akt nicht etwa eine demokratische Abweichung von der gewohnten Führungspraxis der katholischen Kirche, sondern das Machtwort des Heiligen Geistes ist. Nun zählen aber Theologen die Einsicht nicht zu ihren Verbündeten und so konnte es kommen, dass sie diese Respektlosigkeit dem Heiligen Geist gegenüber trotz offensichtlicher Gegenbeispiele stur aufrechterhielten. Nach ihrer Theorie bediente sich der Geist Gottes im Laufe der Jahrhunderte recht seltsamer Methoden, um seine Kandidaten durchzusetzen.

Lehrt nicht die Geschichte, dass Bestechung, Intrigen und Verstöße gegen die Zehn Gebote im Kampf der römischen Adelshäuser Colonna, Orsini oder Barberini jeweils einen aus diesen Familien auf den Stuhl Petri hissten? Oder etwa, dass Kaiser Otto der Große bestimmt hatte, fortan höchstpersönlich den Papst zu ernennen? Ferner, dass die Bewohner Roms den Kardinälen bei Tumulten und unter schweren Morddrohungen nahegelegt hatten, einen Römer zum Oberhirten der katholischen Kirche zu wählen. Papst Sergius III. wurde im Jahre 904 durch Protektion von Theophilakt, einem mächtigen römischen Adeligen, gegen seine Konkurrenten durchgesetzt. Das Pikante daran war, dass der neue Papst Liebhaber von Marioza, der Tochter seines Gönners, war. Mit dieser Wahl begann die Periode, die von den Historikern als »Pornokratie« bezeichnet wird. Es ist die Zeit, in der die Kirche von Frauen mit anröchigem Leumund gelenkt wurde. Doch warum sollte – den Theologen gemäß – der Geist die Familientradition nicht respektieren? Der Sohn des Sergius verhalf den Nachfolgern seines Vaters auf dem Thron der Kirche mit Gift zu baldiger Glückseligkeit im Paradies und bestieg selber diesen Thron als Johannes XI. Und ein späterer Johannes war angeblich sogar eine in Männerkleider gehüllte Johanna. Deswegen wurde es anschließend notwendig, vor der Bestätigung eines neu gewählten Papstes zuerst sein Geschlecht zu kontrollieren. »Testiculos habet et bene pendentis«, erklärte der inspizierende Bischof, »er besitzt schön baumelnde Hoden.« Johannes XII. war minderjährig, als er mit sechzehn Jahren die Schlüssel zum Himmelsreich übernahm. Die Wahl des geistesgestör-

ten Urban VI. lässt die Verfechter der Heiligen-Geist-Theorie ebenfalls im Regen stehen. Als aber der Geist bald schon seinen Fehler einsah und den Papst durch einen anderen ersetzen wollte, gelang dies nicht. So wiesen plötzlich zwei Päpste den Gläubigen die Richtung zum Heil. Dieses System schien sich so gut zu bewähren, dass während längerer Zeit zwei Päpste um die Weihe durch Gott feilschten. Ja, für kurze Zeit waren es deren drei, einmal sogar fünf, was verständlicherweise nicht nur sehr komplexe Situationen schuf, sondern beim luxuriösen Lebenswandel der Päpste auch an den Geldbeutel ging.

Die Annalen weisen während der vergangenen zweitausend Jahre Kirchengeschichte vierzig Gegenpäpste aus. Ihre Heere prallten im Kampf um die Macht aufeinander, ihre Giftmischer übertrafen sich mit listigen Mixturen, ihre Protektoren protegten sie.

Die Gläubigen hatten während der Jahrhunderte gelernt, dass in den Konklaven nicht nur mit frommen Gebeten, sondern auch mit harten Bandagen um die Macht gekämpft wurde. Aber die Glaubenshüter ließen sich durch die Tatsachen nicht zu einer Revision ihrer Lehrmeinung zwingen. Wie auch immer ein Papst die steile Leiter der Hierarchie erklommen hatte, nach seiner Wahl war er stets darum bemüht, darauf hinzuweisen, dass der Heilige Geist ihn persönlich zum Oberhirten der Kirche bestimmt hatte.

Die Menschen behängen ihren Stammbaum stets voll Stolz mit glitzerndem Weihnachtsschmuck.

»Nun, Heiliger Vater, von einem, der Hektor heißt, erwartet man große Dinge. Wir werden sehen«, murmelte Erika und legte ihr schwarzes Heft wieder in den Aktenschrank.

Allerseelen fiel auf einen Sonntag. München war in einen klebrigen Nebel gehüllt, als wolle das Wetter das düstere Gedenken an die Verstorbenen besonders in Erinnerung rufen. Der feuchte graue Schleier ließ die Menschen frösteln, als sie nach dem Aufstehen die Vorhänge zurückzogen. Die Welt lag in Lethargie. Der sichtlich gealterte Herbst stimmte wehmütig. Die Landschaft erinnerte an eine vor Kurzem verklungene Melodie, von der lediglich einige im Ohr verhangene Sequenzen übrig geblieben waren. Das einst Farbige an ihr war zu grauer Eintönigkeit erblasst, die bloß durch vereinzelte gelbe Flecken hie und da belebt wurde. Die frischen Winde der letzten Tage hatten beinahe alle Blätter gepflückt. Die kärglichen Überreste des Laubs hüllten die Bäume in ein arg zeretztes Gewand. Die verschlafene Welt erinnerte am Fest der Toten an die Vergänglichkeit verblichener Fotos. Nichts regte sich. Der Herbst schien in seiner todbringenden Arbeit einen Augenblick innezuhalten, als hätte er erkannt, dass seine Freude, alles kahl zu scheren, nunmehr von wenigen Resten sterbenden Lebens abhing. Der Englische Garten, der bei schönem Wetter selbst zu dieser Jahres- und Tageszeit von Spaziergängern und Joggern bevölkert war, wirkte verlassen. Gelbrötliches Laub bedeckte die Rasenflächen und die Spazierwege. Nur die heimischen, großen Raben, die hier jahraus, jahrein ihre Herrschaft mit Gekrächze geltend machten, und einige Hundebesitzer ließen sich im Park sehen. Die letzteren schienen sich alle zu kennen, denn sie winkten sich ebenso freundlich zu, wie ihre Tiere einander wohlwollend beschnupper-ten.

Hausmeister Gerhard Rothen war ebenfalls mit seinem Hund unterwegs. Er wohnte am Rande des Englischen Gartens und führte jeden Morgen, selbst bei garstiger Witterung, seinen Hund Gypsy zum Spaziergang. »Ein Hund hat Rechte und Pflichten wie wir«, pflegte er zu sagen und gab nicht nur seinem Pinscher zu Bewegung an der frischen Luft Gelegenheit, sondern trug auch zur Erhaltung seiner eigenen Gesundheit bei. Mit forschen Schritten verließ er das Haus in der Martiusstraße 8, in dem er sowohl wohnte als auch als Hausmeister tätig war, ging am Chinesischen Turm vorbei, kehrte am Hirschanger um und wieder zurück nach Hause. Auf der kleinen Brücke an der Thiemestraße begegnete er dem pensionierten Postbeamten, mit dem er wie gewöhnlich einige Worte wechselte, während